Ulrike und David Byle

mit Anna Lutz

ZWEI FÜR EINEN

Ein Missionarsehepaar zwischen Islam, Gefängnis und Großfamilie

SCM
Hänssler

SCM

Stiftung Christliche Medien

SCM Hänssler ist ein Imprint der SCM Verlagsgruppe,
die zur Stiftung Christliche Medien gehört,
einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© 2023 SCM Verlagsgruppe GmbH
Max-Eyth-Straße 41 · 71088 Holzgerlingen
Internet: www.scm-haenssler.de; E-Mail: info@scm-haenssler.de

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:
Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002
und 2006 SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Holzgerlingen.

Weiter wurden verwendet:
Hoffnung für alle ® Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015 by Biblica, Inc.®.
Verwendet mit freundlicher Genehmigung des Herausgebers Fontis –
Brunnen Basel (Hfa)

Lektorat: Christina Bachmann
Umschlaggestaltung: Stephan Schulze, Stuttgart
Titelbild: Familie Byle Privatfotos und fotostudioneukoelln.de; Parulava/unsplash; Gefängnis/gettyimages
Autorenfoto: © David & Ulrike Byle
Co-Autorenfoto: © Annette Riedl
Bildteil: © Familie Byle
Satz: typoscript GmbH, Walddorfhäslach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7751-6112-1
Bestell-Nr. 396.112

INHALT

Vorwort 9

Prolog 11

Ein Testament mit 27 und Elefantenohren 15
1963–1992 und 1969–1995

Auf nach Zentralasien! 45
1992–1995

Liebe ohne Grenzen 61
1995–1999

Fuß fassen in der Türkei 83
1999–2005

Auf den Straßen Istanbuls 113
2005–2007

Die Morde von Malatya 131
2007

Zum ersten Mal im Gefängnis 143
2007

Geschichten, Gebete und ein Gottesdienst hinter Gittern 155
2007–2016

Ein langer Abschied 193
2017–2019

Deutschland auf Türkisch 215
2019–2022

Epilog 225
Danksagungen 229
Anmerkungen 235

EIN TESTAMENT MIT 27 UND ELEFANTENOHREN

1963–1992 und 1969–1995

Ulrike: Ich wurde im Jahr 1963 als zweites Kind von dreien in eine Bauernfamilie hineingeboren. Nahe Tübingen bewirtschaftete meine Familie einen kleinen Hof. Meine Mutter Elsbeth stammte aus Öschelbronn, mein Vater Richard aus dem Ort nebenan. Fünf Kühe, fünf Schweine, zwanzig Hühner, Weizenfelder, Zuckerrüben und eine Apfelplantage – das war unser Leben. All das mussten wir bewirtschaften, um unseren Unterhalt zu sichern.

Für mich begann jeder Wochentag früh am Morgen. Nach dem Kindergarten und später der Schule half ich auf dem Hof, mistete den Stall aus, holte Eier von den Hühnern, las liegen gebliebene Kartoffeln von den Feldern auf oder half beim Holzmachen.

In dem fast hundert Jahre alten Bauernhaus waren Arbeit und Leben eng verzahnt: Im Erdgeschoss befand sich der Kuhstall, gleich darüber das Wohnzimmer meiner Familie und im Dach der Getreidespeicher. Hinter dem Wohngebäude lag ein Holzschuppen, in dem Holz für den Winter eingelagert wurde, sowie der Hühnerstall, davor lag der Misthaufen, dessen Geruch mich zwar meine

Kindheit lang begleitete, mir aber kaum schlimm vorkam. Er war so normal wie die Arbeit im Dreck und an der frischen Luft.

In den 60er- und 70er-Jahren waren die Höfe noch wenig spezialisiert, die Arbeit vielseitig und kaum von der Industrie geprägt. Jahre später, als das Geschäft sich langsam ausdifferenzierte, stieg mein Vater aus und war fortan als Lagerverwalter bei einer örtlichen Bank beschäftigt. Meine Mutter hingegen – sie war schon immer von ganzem Herzen Bäuerin gewesen – arbeitete weiter auf dem Hof. Er war ihr Leben.

Meine Kindheit war voll heller und dunkler Momente. Da gab es jene Bullerbü-Tage, an denen ich mir vorkam wie im gleichnamigen schwedischen Film. Im Gras liegend beobachtete ich die Wolken, im Sommer nach der Weizenernte, die bis in die Nacht gehen konnte, versuchte ich, die Weite des Sternenhimmels in mich aufzusaugen. Ich liebte es, meinen Vater aufs Feld zu begleiten, neben ihm auf dem Traktor zu sitzen, Teil seiner Arbeit zu werden, ohne selbst viel dazu beizutragen. Ich saß nur da und schaute ins Grüne, wir haben noch nicht einmal viel gesprochen. Und doch waren wir uns so nah wie Halm und Ähre.

Mein Vater blickte für gewöhnlich positiv auf das Leben, Schwierigkeiten schienen ihn nicht aus der Bahn zu werfen. Das hatte mit seinem tiefen Glauben zu tun. In der Kirche sah man unsere Familie zwar nicht an jedem Sonntag. Die Hochzeitsbibel meiner Eltern stand irgendwo im Bücherregal, aber sie fand kaum den Weg in ihre Hände. Wir sprachen Tischgebete und hatten eine Verbindung zur örtlichen Gemeinde – aber eher so, wie es auf dem Land eben üblich ist. Und dennoch: Vater vertraute fest auf seinen Gott. Auf dem Feld, in der Familie und später in der Bank blickte er immer über seinen Horizont hinaus – und sah dort Güte. Sie ließ ihn sanft bleiben, wenn die Tage hart waren. »Es ist alles in Ordnung«, höre ich ihn das Versprechen Gottes an die Menschen aus 1. Mose 8,22 zitieren:

»Solange die Erde besteht, wird es Saat und Ernte geben, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.«

Ganz anders ging meine Mutter durchs Leben. Sie war 1933 geboren und hatte die Wucht des Krieges als kleines Mädchen miterleben müssen. Wie viele Kinder der damaligen Zeit musste sie auf dem Hof mit anpacken, als wäre sie eine Erwachsene. Das Gefühl, schon als Kind Verantwortung für die Familie zu tragen, hatte sie nie wieder losgelassen. Den auf dem Dorf gängigen christlichen Glauben erlebte sie mehr als Last denn als Erlösung. Die frommen Traditionen des Landlebens raubten ihr ihre Freiheit. Die gerade aufgekommenen Seidenstrümpfe geziemten sich nach Ansicht der Familie nicht für ein anständiges Mädchen. Ebenso wenig wie die kurzen Haare, die meine Mutter als Jugendliche zunächst unter einem Kopftuch verbarg. Was würde der Vater sagen und was nur würden die Leute im Dorf denken? Sie wollte einerseits nicht auf die neue Mode verzichten, aber konnte das Gerede darüber dann doch schwer aushalten.

Die Last der frühen Verantwortung machte auch später in meiner Kindheit das Leben meiner Mutter schwer. Im Dorf half sie zwar immer gerne und schnell mit. Sie backte zum Beispiel alle zwei Wochen Brot für unsere Familie im Dorfbackhaus und gab immer gerne etwas davon an andere ab. Andererseits aber hielt sie es kaum aus, wenn die Dinge außer Kontrolle gerieten. Und wie nur sollte ein Leben mit drei Kindern und einem Bauernhof stets kontrolliert sein können? Kein Tag verging ohne Schimpftiraden und Wutausbrüche:

»Man muss sich schämen mit euch Kindern!«

»Womit habe ich euch verdient?«

»Ihr bringt mich noch ins Grab!«

Je häufiger Mutter Sätze wie diese aussprach oder schrie, desto tiefer sickerte eine Erkenntnis in meinen kindlichen Geist: *Ich bin nichts wert.*

Als ich älter wurde, verbrachte ich oft Stunden allein und dachte über das Leben nach und wozu es bloß gut sein sollte. Ich sah das damals nicht, aber heute weiß ich: So wie die Verantwortung meine Mutter hat leiden lassen, so litt ich an ihrer Missachtung.

Ich erinnere mich an einen Tag im Herbst. Finster war es draußen, meine Mutter hatte gerade einen ihrer verzweifelten Wutausbrüche gehabt. Traurig verkroch ich mich in den Schuppen hinter dem Haus. Immer öfter würde ich das künftig tun: Einsamkeit suchen. Bloß nicht in ihre Nähe kommen. Die Dunkelheit erschien mir sicherer. Einfacher. Allein und im Finstern fragte ich mich: *Was muss eigentlich geschehen, damit meine Mutter mich liebt? Und würde ich jetzt sterben, könnte sie mich wohl vermissen?*

Diese Zeiten voll Licht und Schatten und die Frage nach dem Sinn hinter allem begleiteten mich alle Jahre meines Heranwachsens. Sie waren der Grund dafür, dass ich mich eines Tages neu mit dem christlichen Glauben beschäftigte. Doch es war ein langer Weg.

Ganz selbstverständlich war ich als Mädchen Teil der örtlichen Jungschar, einer christlichen Jugendeinrichtung. Jede Woche traf ich mich mit anderen Kindern meines Alters in den einfachen Räumen gegenüber der Öschelbronner Bäckerei. Wir hörten Bibelgeschichten und sangen gemeinsam Lieder, die von Jesus Christus handelten. Ich genoss die Gemeinschaft, aber Gott war mir fremd. Gelegentlich betete ich, doch meine Worte stiegen scheinbar nie höher als bis zur Zimmerdecke. Manchmal bekam ich eine Ahnung davon, dass Beten sich auch anders anfühlen konnte – immer dann, wenn ich die Jugendleiter in der Jungschar zu Gott sprechen hörte. Es klang, als redeten sie mit einem Freund.

In einem Sommer – ich muss um die zwölf Jahre alt gewesen sein – flatterte die Einladung zu einer Jugendfreizeit in Bad Liebenzell in unser Haus. Rund fünfzig Kinder zwischen elf und vierzehn Jahren sollten sich dort treffen und ein paar schöne Tage miteinander verbringen. Meine Freundinnen waren dabei, also sagte auch ich zu und machte mich auf den Weg in die dreißig Kilometer entfernte Kurstadt. Dort ist bis heute der Sitz der Liebenzeller Mission, einer evangelischen Missionsgesellschaft, die die Jugendfreizeit veranstaltete. Die Liebenzeller senden Christen in die ganze Welt aus, um die Botschaft von Jesus weiterzuerzählen.

Während der Sommerfreizeit waren wir Kinder in einfachen Hütten untergebracht. Jeden Morgen gab es eine Bibelarbeit, wir wanderten gemeinsam oder gingen schwimmen. Doch die Woche brachte mir weit mehr als nur nette Begegnungen mit Gleichaltrigen fernab des Alltags auf dem Hof. Zwischen all den Jugendlichen und Missionaren begann sich meine Sicht auf den Glauben zu verändern. Zum ersten Mal hörte ich davon, dass Gott Mensch geworden sein sollte, um die Welt zu retten. Ich hörte die Botschaft, dass er jeden liebte und sich sogar nach mir – dem einfachen Kind vom Land – ausstreckte und mir begegnen wollte. Konnte das wahr sein?

Mehrmals war ich kurz davor, dazu ein Gespräch mit den Leitern der Freizeit zu suchen. Doch immer dann, wenn ich mich fast überwunden hatte, fragte ich mich: *Was werden wohl die anderen über mich denken, wenn ich diesem Jesus folge? Was werden nur die Leute denken?* So verließ ich die Freizeit mit diesem bedrückenden Wissen: *Ich habe mich wie ein Feigling verhalten und habe eine Chance verpasst, Gott kennenzulernen.*

Als ich wieder zu Hause war, erinnerte ich mich daran, dass irgendwo in einem meiner Bücherregale eine alte graue Taschen-

bibel ungelesen herumlag. Von diesem Tag an schlug ich sie immer wieder auf. Je mehr ich las, desto mehr fühlte ich: *Hinter diesen Worten steckt jemand, der es gut mit mir meint.* Auf der letzten Seite des Buchs entdeckte ich ein Gebet:

> Vater im Himmel, vergib mir meine Schuld. Danke, dass du meine Sünden vergeben hast, weil Jesus Christus für mich am Kreuz gestorben und mein Erlöser geworden ist. Herr Jesus, bitte übernimm du die Führung in meinem Leben. Verändere mich nach deinem guten Willen, so, wie du mich haben willst. Danke, dass du mein Gebet erhört hast. Amen.

Darunter fanden sich zwei freie Zeilen, eine für das Datum, an dem diese Worte vom Leser gesprochen worden waren. Und eine weitere für eine Unterschrift. Etwa für meine?

Und so saß ich eines Tages im dritten Stock meines Elternhauses am Schreibtisch, sprach die Worte des Gebets nach und setzte meine Unterschrift in das Buch. Ich wandte mich das erste Mal mit ganzem Herzen an Gott. Voll Hoffnung und beflügelt durch die erlebte Freizeit und das neu entdeckte Bibellesen bat ich ihn, mein Leben zu verändern.

Und es geschah – gar nichts. Kein Blitz fuhr vom Himmel. Keine Vision erhellte meinen Geist. Gott sprach nicht zu mir. Stattdessen ging alles seinen gewohnten Gang. Und je weiter mein mutmaßlich großer Moment der Begegnung mit Gott in die Vergangenheit entglitt, desto sicherer wurde ich mir: Er hatte mich wohl nicht gehört.

Wohin gehe ich, wenn ich sterbe? Das ist keine typische Frage, die sich eine Fünfzehnjährige stellt. Doch Monate nach dem Gebet

am Schreibtisch starb meine Großmutter Friederike. Sie war nach einem Schlaganfall ins Krankenhaus gekommen. Die 70er-Jahre waren in vielerlei Weise anders als die heutige Zeit. In weißen sterilen Umgebungen starben die wenigsten. Der Tod war noch nicht ausgelagert. Und so schickten die Ärzte meine Großmutter nach der Diagnose wieder nach Hause. Zwei Wochen pflegten meine Patentante und meine Mutter sie, brachten ihr Essen, wuschen die im Sterben Liegende und zogen regelmäßig neue Laken aufs Bett. Auch wir Kinder besuchten Oma immer wieder.

Für mich war Oma Friederike ein Fels in der Brandung. Eine starke Frau, nicht überschwänglich, aber freundlich, liebevoll und zugewandt. Ich verbrachte gern Zeit mit ihr, vielleicht auch deshalb, weil sie sich sicher zu sein schien – in dem, was sie tat, und in dem, was sie glaubte. Sie richtete sich nicht nach anderen. Zwar sprach sie selten über ihren Glauben. Aber des Lebens nach dem Tod war sie sich sicher. Und als der Tag kam, an dem Oma Friederike ging, da war ich mir sicher, dass sie Frieden hatte. Weil sie wusste, wohin sie ging. Ich aber blieb zurück mit der drängenden Frage: *Was wird aus mir? Wohin komme ich, wenn ich mal sterbe?*

Nach der Realschule trieb mich vor allem ein Wunsch um: Ich wollte Krankenschwester werden. Doch die Ausbildung konnte ich erst mit achtzehn Jahren beginnen. Es galt also, zwei Jahre zu überbrücken. Nach einem Jahr Hauswirtschaftsschule fehlte mir noch ein Praktikum. Eine Freundin aus der Schule stand vor demselben Problem und schlug mir vor: »Lass uns das Praktikum gemeinsam auf dem Michelsberg bei den Aidlinger Schwestern machen!«

Das Diakonissenmutterhaus in Aidlingen ist eine Gemeinschaft von über zweihundert Schwestern, entstanden im 20. Jahrhundert im schwäbischen Pietismus. Die Schwestern sind ebenso fromm wie traditionell, betreiben ein Gästehaus, eine deutschlandweit bekannte Musikarbeit und ein theologisches Seminar.

Als ich mit meinen sechzehn Jahren zum ersten Mal den Fuß auf das Gelände der Freizeit- und Begegnungsstätte Michelsberg auf der Schwäbischen Alb setzte, fiel mir gleich die Kleidung der Frauen auf. Christinnen wie diese hatte ich zwar schon öfter in den Straßen Süddeutschlands gesehen, aber hier waren sie allgegenwärtig. Als Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit tragen die Schwestern bis heute grau-schwarze Trachten, die aussehen, als bestünden sie aus Schürze und Bluse, dabei sind es Einteiler. Die meist langen Haare hält ein strenger Dutt zusammen. Zu sehen ist er nicht, denn am Hinterkopf umgibt ihn eine kleine weiße Haube. Die Röcke reichen immer bis mindestens zehn Zentimeter unter das Knie.

Bibellese, Arbeit und Gebet bestimmten den Alltag der Schwestern. Vor allem aber erinnere ich mich an ihre Gebete: Wie schon bei meinen Jungscharleitern erweckten sie den Eindruck, als sei Gott ihnen ein Vertrauter. Ein guter Freund. Ein wahrer Helfer. Ich war überwältigt, das wieder zu erleben – und zugleich fühlte ich mich einmal mehr, als gehörte ich nicht dazu. Noch nie hatte ich so mit Gott gesprochen! Und eigentlich wollte ich es auch gar nicht. Zu fern war er mir, zu oft hatte ich mich alleingelassen gefühlt. Enttäuscht. Verlassen.

Nur etwa einmal im Monat setzte ich mich in den Zug nach Hause. Meine Tage auf dem Michelsberg begannen um sieben Uhr mit einer Bibelarbeit und gemeinsamem Gebet. Um acht Uhr wartete das Frühstück auf uns Mädchen, der Rest der Zeit war durchgetaktet mit Küchendienst, Essen austeilen, dem Putzen der großen Versammlungshalle oder der einstöckigen schlichten Bracken, in denen die Gäste, Praktikantinnen und Schwestern wohnten. Die praktische Arbeit lag mir, das alles kannte ich schließlich von zu Hause. Mit den Kolleginnen verstand ich mich gut und die Schwestern nötigten mir Respekt ab, zugleich genoss ich deren Struktur und ihre klaren Regeln. Sie erinnerten mich ein wenig an Oma Friederike. Freund-

lich, aber auch resolut brachten sie uns Praktikantinnen zum Beispiel Tischmanieren nach Knigge bei. Messer und Gabel waren richtig zu halten. Wurden Schüsseln herumgereicht, geschah das geordnet und leise, nie kreuzten sich Arme oder Hände über dem Tisch. Ordnung musste sein, denn in den Augen der Schwestern repräsentierte jedes der Mädchen Gott in der Welt. Chaos hatte da keinen Platz.

Zuständig für die Betreuung der Praktikantinnen war damals Schwester Ruth, eine große Frau mit schwarzem Haar und fröhlichen Augen. Sie organisierte Ausflüge, hielt Bibelarbeiten und koordinierte die Aufgaben von uns Mädchen. Zugleich war sie unser aller Vertraute, wohnte auf demselben Gang wie wir und war in allen Belangen unsere Ansprechpartnerin.

Als sich das Jahr auf dem Michelsberg für mich dem Ende zuneigte, fasste ich mir, beseelt von all den guten Erfahrungen der letzten Monate, ein Herz. Es war still im Wohnblock, ich hatte extra einen ruhigen Moment abgewartet, in dem mich niemand sah: Da klopfte ich an Schwester Ruths Tür. Keine der Mitpraktikantinnen war weit und breit zu sehen, ich musste mich also vor niemandem für das schämen, was ich vorhatte. Die Schwester öffnete und ich sagte jenen Satz, der mich seit meinem ersten intimen Gebet damals am heimischen Schreibtisch umgetrieben hatte: »Schwester Ruth, ich weiß nicht, ob ich zu Jesus gehöre.«

Schwester Ruths freundliche Augen blickten tief in meine. Sie lächelte, als sie mich hereinbat und ihre Bibel öffnete.

»Dann schauen wir doch mal nach«, sagte sie und zitierte aus dem ersten Kapitel des Johannesevangeliums: » All denen aber, die ihn aufnahmen und an seinen Namen glaubten, gab er das Recht, Gottes Kinder zu werden.«

»Wen meint die Bibel hier?«, fragte sie mich.

»Jesus«, antwortete ich.

»Was musst du also tun?«

»Ihn aufnehmen.«

Und so knieten wir uns dort wie selbstverständlich mitten in der Praktikantinnenbaracke auf den Boden und beteten. Ich bat Gott, in mein Leben zu kommen. Einmal mehr. Doch dieses Mal war alles anders. Er antwortete!

Wie aus dem Nichts erinnerte ich mich plötzlich daran, dass ich als Kind einmal etwas vom sogenannten Melkgeld meiner Mutter gestohlen hatte. So bezeichneten wir das Geld, das wir durch den Verkauf unserer Milch an Nachbarn einnahmen. Meine Familie hatte ein kleines Gefäß im Schrank im Hausflur, in dem das Geld gesammelt wurde. Als wäre es gestern gewesen, trat diese Szene nun vor meine Augen: Ich hatte heimlich von diesem Melkgeld gestohlen. Das war vor vielen Jahren gewesen, trotzdem trieb es mich nun plötzlich um.

Noch am selben Tag beschloss ich, einen Brief an meine Mutter zu schreiben und zu beichten. Eine Woche lang bewegte ich diesen Gedanken, manchmal erschien es mir geradezu absurd, diese Tat nach so langer Zeit einzugestehen. War es vielleicht nur eine Lappalie? Aber nein, ich hatte keinen Frieden, bis ich den Brief schließlich aufgesetzt hatte. Ich schickte ihn umgehend ab. Nichts sollte mich noch daran hindern, Gottes Willen zu tun. Und tatsächlich: Ab dem Moment, in dem das Schreiben meine Hände verließ, fühlte ich mich so frei wie noch nie zuvor. All die Jahre hatte ich nach Sicherheit gesucht, nun ergriff eine Überzeugung mein ganzes Herz: *Ich gehöre zu Jesus.* Nichts schien je klarer gewesen zu sein.

Meine Mutter antwortete nie auf den Brief. Lediglich meine Patentante ermahnte mich nach meiner Rückkehr, doch nicht zu fromm zu werden. Mutter sorgte sich, ich könne in eine Sekte abrutschen. Da war er wieder, ihr immer gegenwärtiger Gedanke, ihr Antrieb und ihre Last: *Was sagen die Leute nur?* Für mich aber spielte das nun keine Rolle mehr. Ich hatte meinen Weg gefunden.

Dieser Weg brachte mich nicht nur in Gottes Nähe, sondern schließlich auch zur lang ersehnten Schwesternausbildung. Ich bewarb mich bei den Herrenberger Schwestern, eine Stunde Fahrt entfernt. Die dreijährige Ausbildung begann ich gemeinsam mit zwölf anderen Schülerinnen.

Unter ihnen war auch ein Mädchen namens Mona. Mit ihren zwanzig Jahren war diese selbstbewusste junge Frau sich schon sicher: *Ich gehe in die Mission.* Mona, frisch von der Bibelschule, klein, zierlich und quirlig, avancierte schnell zur Sprecherin des ganzen Kurses. Sie organisierte sogenannte Missionsgebete, also Gebetstreffen, bei denen sich die Mädchen für Menschen in anderen Ländern vor Gott einsetzen. Diese Treffen hielten in mir den Gedanken wach, dass mein Weg vielleicht auch einmal ins Ausland führen könnte. Wer weiß, vielleicht würde Gott mich ja dort gebrauchen können?

Doch zuerst hieß es: die Ausbildung bestehen. Im Laufe der Monate sahen wir Schwesternanwärterinnen so ziemlich alles, was es in der Medizin zu sehen gibt. Neben dem Blockunterricht durchliefen wir alle Stationen, von der Gynäkologie bis zur Inneren Medizin. Auch wenn ich noch immer schüchtern war, fiel mir der Umgang mit den Leidenden und Sterbenden nicht schwer. Ich erinnere mich daran, wie ich einer ängstlichen Frau auf dem Weg in den OP noch im Aufzug die Losungen vorlas, jene weltbekannten ausgewählten Bibelverse für jeden Tag.

Gleichzeitig stellte sich heraus, dass die Arbeit einer Krankenschwester viel Papierkram beinhaltete, wie zum Beispiel Puls- und Fieberkurven von Hand zu zeichnen und abzuheften – denn Computer machten diese Arbeit für uns damals noch nicht. Zwar wurde ich mit der Zeit eine gute Krankenschwester, das zeigte sich auch

in meinen Noten. Aber mit den Monaten merkte ich, dass ich niemals mein Leben hinter Aktenstapeln verbringen wollte. Doch ich musste mir auch eingestehen: Ein paar Losungsworte vorzulesen machte noch keine Evangelistin. In meinem Leben fehlte es an Wissen um die Bibel.

1985 beendete ich meine Ausbildung und beschloss, eine Bibelschule zu besuchen. In meinem Kopf geisterte nach wie vor die Idee herum, als Missionarin ins Ausland zu gehen, auch wenn ich mir nach wie vor nicht ganz sicher war. Das Angebot am theologischen Seminar in Adelshofen überzeugte mich, denn hier wurde nicht nur gelehrt, sondern auch gelebt. Die Christen dort verstanden sich als Brüder und Schwestern, teilten ihr ganzes Leben miteinander, die täglichen Lasten und Freuden und auch ihren Glauben. Sie vertrauten Gott aus tiefstem Herzen.

Doch noch war es nicht so weit: Bevor ich ein weiteres Mal umziehen würde, musste ich meinen Entschluss zu Hause beichten. Mir war klar, dass meine Mutter es nicht ohne Weiteres hinnehmen würde, wenn ich nun Bibelschülerin werden wollte. Tatsächlich hatte sich meine Mutter wohl eher vorgestellt, ich würde als Krankenschwester arbeiten und mich in der Nähe des Dorfes niederlassen. Ich zerschlug ihre Zukunftsträume einmal mehr. Und ich hörte wieder Mutters Worte: »Was sagen denn da die Leute im Dorf?«

Es war wirklich ein schwieriges Gespräch, wie wir dort saßen im heimischen Wohnzimmer. Vater schwieg. Und Mutter war verärgert und voller Sorgen: »Wie willst du das finanzieren? Du verschleuderst Opas Erbe, das er dir gegeben hat.«

Ich war kurz davor, meinen Entschluss aufzugeben. Doch Jesus forderte auch, ihm nachzufolgen und ihn mehr zu lieben als die eigene Familie. So stand ich am Ende vor der Entscheidung, Jesus nachzufolgen, so wie es mein Wunsch war, oder das zu tun, was meine Familie von mir erwartete.